

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 50

Artikel: Im Konzert
Autor: Aumonier, Stacy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Konzert

VON STACY AUMONIER

Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von G. Börner

Wir sprachen über menschliche Gegensätze im allgemeinen und über Henry Bell und seine Frau im besonderen.

«Verdammt komische Sache», sagte mein Freund Witt, der Portraitmaler, «wie die Leute überhaupt zusammenkommen. Man kann gar keine Norm aufstellen — die unglaublichsten Kombinationen kommen da zustande. Und je verschiedenartiger sie sind, desto eher sind sie ein Erfolg. Manchmal sieht man so eine dürre Ziege von einer Frau und denkt bei sich, armes Luder, welche Aussichten auf Ehe könntest du wohl je haben?» Und das nächste, was man hört, ist, daß sie mit einem Adonis verheiratet ist, der sie vergöttert, und daß sie eine Reihe bildschöner Kinder haben. Zu merkwürdig! Eine andere Frau ist der reinste Sonnenstrahl, die Männer sind wie toll hinter ihr her, und doch — nichts. Sie ist unglücklich. Ich kenne eine Frau, die mit einem Mann verheiratet ist, den sie augenscheinlich liebt, und er sie auch. Sie haben zwei entzückende Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Sie sind eine glückliche Familie. Sie haben Geld und bersten förmlich vor Gesundheit und Wohlbefinden, und doch wird ungefähr in jedem Jahr die Mutter von einer schweren Melancholie befallen, muß in ein Sanatorium gehen und liegt dort viele Monate. Ein Genie hat in bezug auf die Ehe einmal gesagt, daß für gewöhnlich die Menschen keine geistigen Dinge darin suchen, sondern eine Entspannung. Im allgemeinen arbeitet doch der Mann den ganzen Tag und desgleichen die Frau. Und wenn sie dann am Abend zusammen sind, dann wollen sie eben los davon. Es macht sie glücklich, wenn sie herumtrödeln können und sich ein bißchen gehen lassen. Für die meisten ist das Leben ein langweiliger Monolog, und erst bei gewissen Stellen sehen sie sich nach dem ändern. Wenn du 25 Jahre lang dieselbe Zahnbürste mit einer Frau benutzt hast, und die Frau dann immer noch imstande ist, dich zu überraschen, dann seid ihr beide richtig für einander...»

«Mein lieber Witt, was hat deine unappetitliche Bemerkung hinsichtlich der Zahnbürste mit Henry Bell zu tun?»

«Nichts. Ich sagte das nur so.»

«Das merke ich. Und nun sage mir offen, glaubst du, daß er und seine Frau — Anne, nicht wahr? — irgend etwas haben, wobei sie gemeinsame Entspannung finden?»

«Ja.»

«Und das wäre?»

«Bach!»

«Bach? Was redest du da? Henry Bell und Bach?»

«Das kommt dir komisch vor, was? Du kennst ihn, und du hast sie gesehen. Er, ganz Phlegma und Gleichgültigkeit, ein Mann, der an nichts anderes als an Whisky zu denken scheint. Und sie, die Tochter vieler Grafen, höchst lebendig, ästhetisch, ein bißchen überspannt, der hypermodernen Musik ebenso leidenschaftlich ergeben wie Coué, Montessori, und allem und jedem, was so aufkommt. Die beiden haben wirklich nichts Gemeinsames, wirst du sagen. Er ist den ganzen Tag fort. Spielt Golf und treibt sich im Klub herum. Sie spielt Klavier, Ravel, Debussy oder einen von diesen russischen Jungens. Oder aber sie erfindet seltsame Methoden zur Erziehung der lieben Kinderchen. Er kümmert sich ja nicht um sie. Und sie verzieht sie bloß. Wenn du sie beide zusammen siehst, würdest du glauben, daß das zwei Leute seien, die ihren letzten Autobus verpaßt haben und nun nach Hause laufen müssen, wobei jeder dem anderen schuld gibt. Und doch, sage ich dir, sind die beiden wie für einander geschaffen. Sie haben nämlich eine gemeinsame Liebe — die Liebe zur ersten Welt der Bachschen Töne.»

«Aber ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Henry Bell Bach liebt.»

«Das konnte ich früher auch nicht. Aber jetzt weiß ich es durch meinen Freund Paul Wangler, den Cellisten. Er geht ein paar Abende in der Woche zu ihnen — sie zählt übrigens sehr anständig — und spielt nur Bach. Das besänftigt die wilde Bestie. Es hält Henry zu Hause, beruhigt ihn und lenkt seine Hand von der Whiskyflasche ab. Es ist wirklich wunderbar. Chopin kann er nicht vertragen und all dieses melodienreiche Zeug, das Barbaren wie du und ich so gerne mögen. Aber die Bachsche Musik liebt er innig. Vielleicht ist es das Regelmäßige, Wohlgefügte dieses ersten Baues, das ihn über seinen eigenen Körperdefekt hinwegtröstet. Du weißt doch, daß er sein rechtes Bein durch einen tragischen Unfall verloren hat und eine Prothese trägt. Nun also, sie fahren extra nach Soho, um die Oratorien zu hören, und den Bachschen Chor verfolgen sie förmlich überallhin. Sie spielt selbst Bach, aber sie ist keine gute Interpretin. Deshalb bittet sie manchmal Wangler oder das Stintzel-Quartett zu sich. Und wenn sie dann gemeinsam Bach hören, sind sie restlos glücklich. Ja, mein Lieber,

so sind die beiden. Ueberdies muß ich jetzt fort.» Und damit ging Witt.

Längere Zeit lag zwischen dieser Unterredung und dem ereignisreichen Sonntagabend, als ich Bell und seine Frau in der Uraufführung der Minerva-Musikgesellschaft in der Grafischen Galerie traf.

Ich muß vorausschicken, daß mein eigener Geschmack in bezug auf Musik gar kosmopolitisch und keineswegs einseitig ist. Ich liebe Chopin und Schumann und den größten Teil der alten Meister. Ich liebe Bach, wenn ich in der richtigen Stimmung bin... Manchmal liebe ich sogar Foxtrott und Jazz und Drehorgel. Aber ich muß gestehen, daß das, was sie die «neue englische Musik» nennen, mich völlig kalt läßt. Vielleicht fehlt mir dazu die nötige Bildung. Und leider ist die Tätigkeit der Minerva-Musikgesellschaft fast ausschließlich auf die «neue englische Musik» gerichtet.

Eine Menge gewichtiger Leute treffen sich da, sitzen auf kleinen Goldstühlen und murmeln voller Entzücken etwas über die Werke von Mr. Cyrus P. Q. H. Robinson oder ein Tongedicht von Ananathus K. Smith. Ich verstehe nichts davon. Das einzige, was ich darüber sagen kann, ist, daß es mich langweilt. Und der einzige Grund, warum ich überhaupt zu diesem denkwürdigen Abend ging, war der, daß meine Frau mich mitnahm. Sie versteht mehr von diesen Dingen, und wahrscheinlich hat sie auch recht, wenn sie glaubt, daß Cyrus und Ananathus Genies seien. Aber darum handelt es sich ja gar nicht. Sondern es handelt sich einfach darum, daß ich mich aufrichtig langweile. Ich sah mich im Saale um und gestand mir ein, daß ich mich wirklich langweile, als ich plötzlich entdeckte, daß die beiden Leute, die eben hereingekommen waren und hinter uns Platz genommen hatten, Herr und Frau Bell waren. Und plötzlich war meine Langweile fort. Ich drehte mich unruhig um, und meine Frau machte «Pst». Dann hörte ich Bell mit einer barschen, unfreundlichen Stimme sagen: «Ich habe keine Lust, mehr von diesem Zeug mitanzuhören.»

Stand auf und ging hinaus.

Und mit einem Bruchteil seiner schönen Sicherheit stand ich ebenfalls auf und flüsterte:

«Ich mach mir nichts draus, Liebling. Ich gehe mal eben eine Zigarette rauchen.»

Ich schlenderte hinaus und traf Bell im Korridor. Ich ging direkt auf ihn zu und sagte:

«Wie wär's mit 'nem Whisky, Bell?»

Sein Gesicht hellte sich merklich auf. Er gab mir einen freundschaftlichen kleinen Stoß und murmelte:

«Ja.»

Wir gingen die Grafstraße hinunter, ohne Mantel, beide in unseren Abendanzügen. Kaum waren wir zwanzig Schritt gegangen, als es mir einfiel: «Himmel! Es ist ja Sonntagabend. Ueberall geschlossen. Tut mir schrecklich leid, alter Junge.»

Es war interessant, den Wechsel des Ausdrucks auf Bells Gesicht zu beachten. Aeger, der Versuch, den Aeger zu unterdrücken, und dann das plötzliche, häßliche Vorwerfen des Kinnens. Er sagte nur:

«Mal sehen, was sich machen läßt.»

Wir kamen in eine Straße, deren Namen ich nicht nennen möchte. Jedenfalls waren wir noch keine fünf Minuten von der Graf-Galerie entfernt und gingen eine Straße hinunter, die hauptsächlich üppigen Privatklubs vorbehalten ist, als Bell plötzlich rief:

«Das sieht nicht schlecht aus. Wollen mal probieren.»

Von außen war es ganz offensichtlich, was es war: ein sehr vornehmer Privatklub. Aber ohne das geringste Zögern schlenderten wir einfach in das Rauchzimmer. Der Geschäftsführer sah uns fragend an, aber ein Blick auf Bell überzeugte ihn davon, daß er falsch geargwöhnt haben müsse. Mit der selbstverständlichsten Miene ließ sich Bell in einen Sessel zur Rechten des Kamins fallen. Ich setzte mich auf die linke Seite. Es waren nur noch zwei alte Herren im Zimmer, und die waren so vertieft in ein Gespräch über die krankhafte Vergrößerung der Schilddrüse, daß sie uns gar nicht bemerkten. Ein alter Kellner erschien und kam unschlüssig näher. Als er uns ansah, schien ihm ein Verdacht zu kommen, aber nicht etwa gegen uns, sondern gegen sein eigenes Gedächtnis. Denn Bell mit seiner weißen Weste, seinen tadelloßen Beinkleidern und seinem ganzen selbstsicheren Gebaren konnte doch wohl nur ein sehr erlauchtes Mitglied sein.

Der Alte hantierte langsam mit einem Tablett und murmelte:

«Die Herren bleiben heute nacht hier, wie?»

«Natürlich!» entgegnete Bell würdevoll.

Darauf schlich der Kellner näher und nahm unsere Bestellung auf zwei doppelte Whisky entgegen.

Das also war der Sieg einer überragenden Persönlichkeit. Ich allein hätte das nie fertigbekommen, aber in Gegenwart von Bell fühlte ich mich wie ein altes Mit-

glied dieses Klubs, dessen Namen ich noch nicht einmal wußte.

Wir waren im ganzen noch keine zehn Minuten im Klub, als Bell sagte:

«Wir wollen noch irgendwo anders einen nehmen und dann langsam zurücktrudeln.»

Ich war einverstanden, und wir erhoben uns und gingen zur Tür. Gerade als wir den Vorplatz erreichten, kam ein Mann, der wie ein Bote aussah, von der Straße herein. Er betrachtete uns ängstlich, dann ging er auf Bell zu und flüsterte: «Herr Hink?»

Natürlich war Bell ein Hinkfuß. Aber worauf wollte der Trottel anspielen? Bell starrte ihn an, und der andere fügte rasch hinzu: «Die gnädige Frau läßt fragen, ob Sie rasch hinüberkommen wollen?»

Bell zögerte den Bruchteil einer Sekunde, dann sagte er:

«Also los!»

Es war ganz offensichtlich, daß er nicht die leiseste Ahnung hatte, in welches Abenteuer er sich begab. Als wir über die Straße gingen, flüsterte ich ihm zu:

«Was soll das alles bedeuten?»

Und er flüsterte zurück:

«Ich weiß es nicht, aber ich nehme an, daß wir zu unserm dritten Whisky kommen werden.»

Wir kamen in ein palastartiges Gebäude und betraten einen Lift. Im fünften Stock wurden wir in eine Halle entlassen, die mit schweren Teppichen belegt war. Dort verließ uns der Bote und kam erst nach drei oder vier Minuten zurück. Ziemlich erregt und hastig flüsterte er Bell zu:

«Hm — eh — würden Sie vielleicht Ihren Freund draußen warten lassen?»

Bell erwiderte pathetisch:

«Nein, sagen Sie der gnädigen Frau, daß, wo ein Herr Hink geht, Herr Mastemann nachfolgt.»

Wir kamen in ein großes, nur unvollständig möbliertes Rauchzimmer, in dem sich drei Männer befanden. Es waren alles große Männer, und alle standen. Auf der Schwelle stand eines der finsternsten Individuen, die ich je gesehen hatte. Er war sehr groß, mit schweren Schultern, einem grimmigen, schwarzen Bart und verkniffenen Augen. Irgend etwas an der Art, wie er dastand, gefiel mir nicht. Der große Mann, dessen Stimme überraschend dünn klang, sagte spöttisch:

«Oh, kommen Sie doch herein, Herr Hinke. Vielmehr Julius Hint, wie? Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die gnädige Frau nicht da ist.»

Bell verbeugte sich förmlich und sagte mit scharfer Stimme: «Ich bedauere das.»

«Hm — ja. Das kann ich mir gut vorstellen. Ich nehme an, daß Sie ein eifriger Leser des «Stadtblattes» sind, Herr Hinke, Hint wollte ich sagen.»

«Jawohl, ich lese das Stadtblatt regelmäßig», antwortete Bell höflich.

«Ja, und schreiben wohl auch für dieses Anzeigen, hübsche, kleine, liebevolle Anzeigen, nicht?»

Er zog eine Ausgabe des «Stadtblattes» hervor und zeigte auf den Annoncenteil. Ein Abschnitt darin war blau umrandet. Er warf Bell die Zeitung zu und sagte:

«Lesen Sie das mal vor, Herr — eh —»

Dabei war ein bössartiger, gefährlicher Ton in seiner Stimme. Und ich fing an, reuevoll der Minerva-Musikgesellschaft zu gedenken. Bell blieb völlig kalt. Er nahm seinen Blick nicht von dem Gesicht des anderen und sagte kühl: «Mein Freund wird es lesen.»

Die Zeitung wurde mir übergeben, und ich las vor: «Molly. Ich sehne mich nach dir. Werde Sonntagabend im Klub sein. Schicke nach mir, wenn der Drache weg ist. In Liebe. Hinke.»

Ich war aufgeregt, um den Humor der Sache voll zu würdigen. Hier war der betrogene Gatte, der mit großer Anstrengung den Falschen erwischt hat. Bells bedauernswerter Hinkfuß schien Beweis genug. Und er war auch richtig gekommen und hatte den Kopf in die Schlinge gesteckt. Die Situation war erschreckend und das Schlimmste daran war, daß Männer über derlei nicht nachzudenken pflegen. Das wurde während der nächsten Sekunden klar. Alles ging wie der Blitz. Ich gewahrte, wie der «Drache» seine Hand nach einer kurzen Reitpeitsche ausstreckte, die neben dem Kamin lag, und daß zwei andere Männer Bell dicht umstellten. Und dann ergriff mich ein vierter — was es der Bote? — von hinten an der Kehle und stieß mich zur Tür. Ich fiel rückwärts in die Halle, und die Tür wurde zugeschlagen. Das heißt, sie ging nicht gänzlich zu, denn im letzten Augenblick wurde ein Bein dazwischengeschoben. Die Kraft, mit der die Tür zugeschleudert wurde, hätte jedes gewöhnliche Bein gebrochen, aber das, das sich hier dazwischenklemmte, war aus Holz und Stahl.

Heftig stieß ich meine Ellbogen in die Rippen meines Bedrängers. Ich hörte ihn stöhnen und kroch auf die Tür zu. Als ich meinen Weg in das Zimmer zurück erzwingen hatte, war der moralische Wert meiner bloßen Gegenwart größer für uns, als irgendeine Heldentat. Drei Mann gegen zwei sind keine so überwältigende Mehrheit. Der Mann, der Bell an der Weste gepackt hielt, zögerte einen Moment und zahlte für diese Unachtsamkeit mit einem Schlag über das linke Auge. Die beiden anderen umstanden Bell noch, als er sich unversehens duckte und ihnen entwich. Und da sah ich, was für ein Mensch das in Wirklichkeit war. Er schien durchaus in seinem Element. Mit einer plötzlichen, un-

vermuteten Gebärde ergriff er eine herumstehende Vase und schmiß sie mit voller Wucht in die elektrische Krone. Der Raum lag in völliger Dunkelheit da.

Nun ist es für einen undeutlichen Knäuel von Menschen ein gefährliches Spiel, in der Dunkelheit zu kämpfen. Man kann Freund und Feind nicht unterscheiden. Anstatt Stöße wurden Flüche geteilt. Der Drache rief:

«Wo ist dieser — Bote?»

Dadurch verriet er, wo er sich eigentlich befand. Ein Narr entzündete ein Streichholz, und machte damit seine Backenknochen deutlich erkennbar.

Eine Tatsache, die auch prompt ausgenutzt wurde. Er ging nieder und war aus. Nun waren wir noch zwei gegen zwei, und einer davon hatte ein blaues Auge. Der Drache war blind vor Zorn und keuchte:

«Kommen Sie raus in die Halle!»

Damit stolperte er hinaus. Wir alle folgten. Aber der Mann mit dem blauen Auge hatte genug, und ich saß auf der anderen Seite der Halle auch nur noch als Zuschauer. Denn plötzlich schien es stillschweigendes Uebereinkommen, daß das Ganze doch eigentlich eine Angelegenheit zwischen dem Drachen und Bell sei. Nun hätte ich ja vorbringen können, daß alles nur ein Mißverständnis sei, und daß Bell nicht der Mann war, der ein Verhältnis mit der Frau des anderen hatte. Aber ich fühlte, daß Bell mir das nie verziehen hätte. Schon hatte er seinen Rock ausgezogen, und der Drache gleichfalls. Und dann ging es los. Der Kampf dauerte nur drei Minuten. Ich weiß nicht, ob der Drache so etwas wie Boxer war. Jedenfalls schien er eine gewisse Kenntnis des Spiels zu besitzen, aber er landete keinen einzigen Stoß. Nach ein paar Gängen bekam er einen Schlag auf die Nase und das Blut rann ihm über die Hemdbrust. Dann erhielt er in rascher Folge drei schreckliche Stöße. Einen auf das Kinn, einen auf den Backenknochen und

dann einen entsetzlichen dicht über dem Herzen, der ihn umwarf. Damit behaupteten wir siegreich das Feld, denn der Mann mit dem blauen Auge, der als einziger Gegner noch bei Bewußtsein war, hatte genug mit sich zu tun.

«So. Und wo ist jetzt der Bote?» sagte Bell.

«Ach, kommen Sie bloß um's Himmels willen», rief ich, «und lassen Sie den Boten sein.»

«Ich gehe aber nicht eher, als bis ich das habe, weswegen ich gekommen bin.»

«Und das wäre?»

«Whisky!»

Der Mann mit dem blauen Auge, der ein gedungener Raufbold zu sein schien, grünte schwach.

«Schon recht, Herr», sagte er, «das kann ich Ihnen besorgen.»

Er ging ins Speisezimmer und kam mit einer Flasche und mehreren Gläsern zurück.

Bell goß sich einen doppelten Whisky ein, aber nicht mehr als einen. Dann zog er seinen Rock wieder an und richtete sein Haar vor dem Spiegel, sein Gesicht zeigte nicht die kleinste Schramme.

Als er die Wohnung verließ, war der Drache schon wieder halb bei sich und murmelte etwas von Polizei und Rache. Wir fuhren im Lift hinunter. Gerade als wir durch die Eingangshalle gingen, kam ein typischer Dandy die Treppe herauf. Er hinkte. Bell zog seinen Hut.

«Herr Hint, nehme ich an?»

Der junge Mann blieb stehen. Bell lächelte liebenswürdig.

«Die gnädige Frau erwartet Sie im Rauchzimmer», sagte er.

Der Dandy erröte und ging eilig davon.

«Aber, großer Gott!», rief ich aus, «das war doch nicht recht. Sie werden ihn ja halb totschiessen.»

«Das ist seine Sache», sagte Bell. «Uebrigens geschieht es ihm ganz recht, warum fängt er was mit der Frau an!»

Es schien fast unglaublich, und doch war erst knapp eine Stunde vergangen, seitdem wir die Minerva-Musikgesellschaft verlassen hatten. Als wir zurückkamen, schien nichts geschehen. Es waren noch alle da, dieselben Leute und dieselben kleinen Goldstühlen. Alle sahen gleichmütig aus, aber wohl keiner gleichmütiger als Henry Bell.

In diesem Augenblick wurde grade eines der modernen Musikstücke beendet, und es folgte eine Pause. Unsere beiden Frauen kamen auf uns zu und wurden vorgestellt.

Frau Bell war entzückend und sagte: «Ihr bösen Männer, wo seid ihr bloß gewesen?»

Und, ohne eine Antwort abzuwarten, fügte sie augeregt hinzu:

«Henry, du wirst dich sehr freuen. Denke nur, Paul Tingleton ist krank und kann sein Quintett nicht dirigieren. Und da habe ich Oesler überredet, das Programm mit der Bachschen Fuge zu beschließen, die du so liebst.»

Dann gingen wir wieder zurück in den Konzertsaal, Bell und seine Frau und meine Frau und ich, und der große Mr. Oesler begann, Bach zu spielen, und Bell, dessen Gesicht ich vor wenigen Minuten grausam und zornig entflammt gesehen hatte, war plötzlich gelöst, gütig und nachdenklich. Er beugte sich vor, mit halbgeöffneten Lippen, und seine Frau saß neben ihm mit einem ganz ähnlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Und dann sah ich, wie er seine Hand zu ihr hinüberschob, und wie sie sie zärtlich zwischen ihre beiden nahm. So saßen sie, Seite an Seite, völlig versunken für die Umwelt, völlig glücklich, wie zwei Kinder, die einem Märchen lauschen.



Zwicky-
NÄHSEIDE

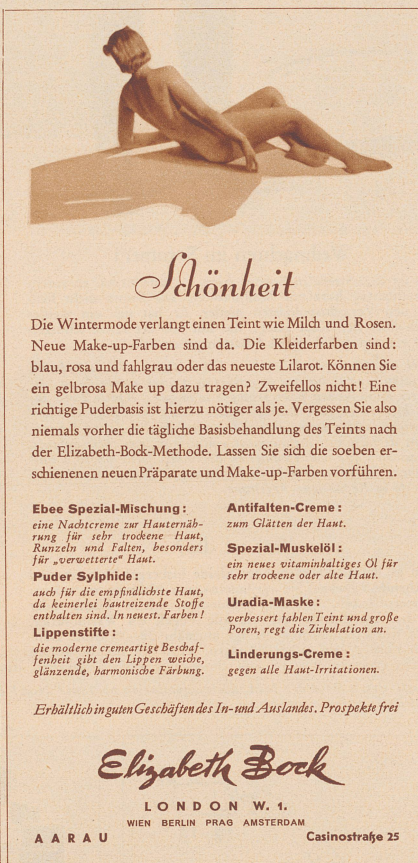
Unübertroffen!



Es ist nicht auszudenken

welchen Segen der Pestalozzi-Kalender verbreitet; er ist ein Mitterzieher erster Güte. (Schweiz. Lehrerzeitung).

Der Pestalozzi-Kalender 1939 ist das von Knaben und Mädchen heiss ersehnte Weihnachtsgeschenk. (600 Bilder schmücken den inhaltsreichen Text.) Zu dem erstaunlich billigen Preise von Fr. 2.90 in Buchhandlungen und Papeterien erhältlich und beim Verlag **Kaiser & Co. A.-G., Bern.**



Schönheit

Die Wintermode verlangt einen Teint wie Milch und Rosen. Neue Make-up-Farben sind da. Die Kleiderfarben sind: blau, rosa und fahlgrau oder das neueste Lilarot. Können Sie ein gelbrosa Make up dazu tragen? Zweifellos nicht! Eine richtige Puderbasis ist hierzu nötiger als je. Vergessen Sie also niemals vorher die tägliche Basisbehandlung des Teints nach der Elizabeth-Bock-Methode. Lassen Sie sich die soeben erschienenen neuen Präparate und Make-up-Farben vorführen.

Ebeo Spezial-Mischung:
eine Nachcreme zur Hauternährung für sehr trockene Haut, Runzeln und Falten, besonders für „verwetterte“ Haut.

Puder Sylphide:
auch für die empfindlichste Haut, da keinerlei austrocknende Stoffe enthalten sind. In neuest. Farben!

Lippenstifte:
die moderne cremartige Beschaffenheit gibt den Lippen weiche, glänzende, harmonische Färbung.

Antifalten-Creme:
zum Glätten der Haut.

Spezial-Muskellöl:
ein neues vitaminhaltiges Öl für sehr trockene oder alte Haut.

Uradia-Maske:
verbessert fahlen Teint und große Poren, regt die Zirkulation an.

Linderungs-Creme:
gegen alle Haut-Irritationen.

Erhältlich in guten Geschäften des In- und Auslandes. Prospekte frei

Elizabeth Bock
LONDON W. 1.
WIEN BERLIN PRAG AMSTERDAM
AARAU Casinostraße 25



Höchste Eleganz
in Form und Ausführung.

Achten Sie auf die
Schutzmarke Büsi!

Fabrikanten: Fürst & Cie., Wädenswil

Büsi Mütze
La véritable casquette
Heinz von Allmen

Bei Wahl Ihrer **PHOTO-** oder **KINO-**Apparate
und Ausarbeitung Ihrer Aufnahmen wenden Sie sich an
FOTOPAN ZÜRICH
Bahnhofstr. 37 - Telefon 36083

MONIQUE SAINT-HELIER

Florsches Holz

ROMAN

Autorisierte Übersetzung aus dem
Französischen von R. J. Humm Umfang 416 Seiten
Ganzleinen Fr. 8.50

Mit der Dichterin Monique Saint-Helier erhält die weltsche Schweiz nach Ramuz zum zweitenmal eine repräsentative Signet, die sich in den Kreis des europäischen Interesses stellt. Das Eigenartige an dem Buch ist die Kraft, mit der Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften in jeder Einzelheit vor uns lebendig werden. Die Schilderung des juraussischen Winters wird dem Leser so unvergeßlich bleibend, wie die Darstellung der Gemädder im Lichte des Kamins und der Petroleumlampe. Dieser Roman wurde von der Schweizerischen Schillertiftung mit einem Preis ausgezeichnet.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

MORGARTEN-VERLAG AG. ZÜRICH



FIRN

ICE CREAM
die führende Marke

Verbandsmolkerei Zürich